

Reihe zu Klampen Essay  
Herausgegeben von  
Anne Hamilton

Martin Scherer,  
geboren 1966, studierte  
Philosophie, Psychologie und Alte  
Geschichte. Nach langjähriger Tätigkeit als Kulturredakteur, Lektor und Verlagsleiter gründete er 2024 in München das *Büro für Beredsamkeit*. Im zu Klampen Verlag sind von ihm erschienen: »Hingabe. Versuch über Verschwendung« (2021) und »Takt. Über Nähe und Distanz im menschlichen Umgang« (2024), das für den Tractatus-Preis für philosophische Essayistik nominiert war.

MARTIN SCHERER

*Nähe*

Vermessung einer Sehnsucht

zu Klampen  ESSAY

# *Inhalt*

Prolog · 9

Nuancen der Nähe · 13

Selbstnähe · 49

*Anmerkungen zur Autobiographie* · 49

Nähe, schrittweise · 63

*Vom Gehen* · 63

Unheimliche Nähe · 75

Epilog · 97

Literatur · 101

*»Ich will keine Bündnisse haben,  
sondern Nähe.«*

*Ralph Waldo Emerson*

## *Prolog*

EIN Wort wie frisch gefallener Schnee.

Nähe verspricht Außergewöhnliches. Ein Wohlgefühl jenseits von Berechnung und Anstrengung. Ein Staunen über Unerwartetes. Eine Verbindung mit eigenem Charakter. Und doch wirkt die Nähe bei aller Besonderheit geradezu unspektakulär. Sie prahlt nicht mit Effekten, sondern strahlt auf der Frequenz des Dezenten und Leisen aus. *Eudaimonia* lautet die griechische Entsprechung zu Glück. Im wörtlichen Sinne heißt das: Die Dämonen in uns haben sich beruhigt.

Nähe wird gerne als Heilmittel beschworen. Gegen die Kälte einer Gesellschaft von Einzelkämpfern und Selbstdarstellern. Gegen die Erosion familiärer Bande, Gemeinschaften und Gebräuche jedweder Art. Gegen den drohenden Verlust von Empathie, Mitgefühl und Solidarität. Gegen die raumgreifende Distanz zwischen Menschen, die vernetzt, aber nicht mehr verbunden sind. Gegen die digitale Telepräsenz, die alle Lebensbereiche durchströmt. Und schließlich gegen eine Einsamkeit, die als Grundgefühl grassiert. Was könnte dem besser und nachhaltiger entgegenwirken als Lebensformen, die in irgendeiner Weise auf Nähe gründen?

Die Selbständigkeitskultur scheint an ihre Grenzen gekommen zu sein. Gerade deswegen kann Nähe

zu einem Konzept wider die Druckwellen werden, unter denen viele Personen leiden. Den Druck, souverän und leistungsstark zu bleiben, auf beinahe allen Terrains des Lebens. Den Druck, Körper und Psyche zu optimieren, und sei es paradoxerweise mit Entspannungstechniken. Den Druck, herauszustechen als jemand Besonderes. Den Druck, in einer Aufmerksamkeitsarena immerzu am smarten Selbstdesign werkeln zu müssen.

In den letzten Jahren lässt sich ein Aufschwung von Wertvorstellungen beobachten, zu denen auch Sanftmut und Nähe gehören. Man darf dahinter weniger eine nostalgische Ausflucht vermuten als vielmehr eine kulturelle Verschiebung. Mit guten Gründen. Digitalisierung, permanente Erreichbarkeit und dynamische Arbeitswelten erzeugen Nervosität, Verlustängste und Entfremdung. Eine Sensibilität, welche Erholung und Beruhigung verspricht, könnte als probates Gegenmittel taugen. Forschungen zu *mental health* liefern zuhauf Befunde über Stressfolgen, Bindungsmangel und Vereinsamung. Noch nie zuvor waren wir technologisch so vernetzt, und doch wird die Klage über Isolation und Einsamkeit immer lauter. Die digitale Welt schuf eine gigantische Illusion von Verbundenheit.

Sodann steigt in Zeiten politischer, ökonomischer und ökologischer Dauerkrisen das Bedürfnis nach plausiblen Formen eines gemeinschaftlichen, wenn nicht sogar fürsorglichen Miteinanders. Hinzu kommt die Krisis einer rapide alternden Ge-

sellschaft mit all ihren Begleiterscheinungen. Fast sechs Millionen Menschen sind in Deutschland schon jetzt als pflegebedürftig erfasst. Wie viele davon mögen schon von der Hoffnung gelassen haben, dass sich je wieder Nähe oder Berührung zu ihnen verirrt? Kein Wunder also, dass eine Hilfsorganisation für sich mit dem Motto »Weil Nähe zählt« wirbt; von einem großen Wohlfahrtsverband schalmeit es mit dem Mut zum Superlativ: »Nah. Am Nächsten«. Beide Slogans bedienen und befeuern eine Sehnsucht nach Kontakt jenseits von Druck und Kalkül. Aber enthält Nähe tatsächlich den ersehnten Wirkstoff gegen Entfremdung? Hat sie überhaupt einen Inhalt oder eine konkrete Botschaft, die sich weitertragen ließe? Taugt sie zum Programm? Und schließlich: Ist Nähe *per se* positiv?

Wo Nähe ausgerufen wird, droht Kitsch. Oder Unsinn. Ihre vermeintliche Selbstverständlichkeit ist trügerisch. Sie entspringt keiner Technik, keinem Kniff, keinen *tools*. Definitionen scheitern schnell an der sprachlichen Ausdruckskraft. Diese muss es mit zwei Herausforderungen aufnehmen: einem Vokabular für das Sphärische, Delikate und Unberechenbare. Und der Geduld mit Widersprüchen, die sich in einem Schwebezustand ihrer logischen Auflösung entziehen. Einer verbirgt sich hinter der treffenden Wendung »Nähe zulassen«. Sie spielt auf eine aktive Form der Passivität an. Sich auf etwas einzulassen, markiert ein Geschehen zwischen Gespür und Verstand, Verführung und

Souveränität. In solchen Zwischenräumen gedeiht die Nähe. Meist eher langsam. Nichts kann sie erzwingen oder andere dazu verpflichten.

Die folgenden Kapitel wollen weder einen Weg weisen, wie die Sehnsucht nach Nähe zu stillen wäre, noch alle ihre Erscheinungsformen beschreiben. Es geht vielmehr darum, die Dimension der Nähe zu erfassen. Sie verstehen sich als Variationen über das Thema Erstaunen. Und zugleich als Hommage an die Macht der Nähe. Das gilt für ihre harmonische Gestalt ebenso wie für ihre unheimliche, von der auch die Rede sein wird. Nähe kann ein Leben befrieden und umwälzen, bedrohen und bereichern. Ihre Intensität kennt Grade. Allen gemein ist, dass sie sich dem Maßstab des Wertes entziehen. Nähe ist ein Ereignis. So wie der Schneefall auch.



## *Nuancen der Nähe*

EIN Donnerstag im Dezember 2025. Die Magazinbeilage einer großen, deutschen Wochenzeitung enthält wie immer eine Seite mit Kontaktanzeigen. Die Rubriken klingen nach Schwarzweißfernsehen. *Sie sucht ihn. Er sucht sie. Gemeinsame Freizeit.* Es gibt Schlüsselbegriffe in derartigen Annoncen, die sich gerne wiederholen wie etwa »sportlich«, »welt-offen« oder »schlank«. In dieser Ausgabe fällt jedoch ein anderer auf: »Nähe«. Sie, »sehnsüchtig nach Nähe«, sucht ihn, möglichst mit »Mut zur Nähe«. Bemerkenswert, dass allein die Inserate von Frauen sich solcher Wendungen bedienen; Männer, nebenbei bemerkt, scheinen eher handfesten Bedürfnissen wie »sinnlichen Freizeitmomenten« zu gehorchen. Die uneindeutige Nähe-Hoffnung lässt der Phantasie Freiräume, indem sie den Grad der gesuchten Intimität im Vagen belässt.

Das scheint gut nachvollziehbar, gerade angesichts der neuen Tech-Wirklichkeiten, darin Mensch und Maschine ein kybernetisches Kollektiv bilden. Künstliche Intelligenz lässt nicht nur Automobile selbständig fahren, übersetzt simultan zwischen allen Sprachen oder steuert Drohnen, sie dringt auch in die Sphäre menschlicher Emotionen vor. App und Virtual-Reality-Brille genügen für das Rendez-vous mit einem Gegenüber ganz nach Geschmack.

Alter und Aussehen des Chatbots – Produkt eines *affective computing*, also einer emotionalen KI – sind ebenso personalisiert wie Temperament und Charakter: humorvoll, schlagfertig, gesprächig oder lasziv. Die Technik hilft nicht mehr, eine Liebschaft kennenzulernen. Die Technik *ist* die Liebschaft. Den frühmorgendlichen Gang heimwärts nach einem Einssein macht der Avatar überflüssig. Aber ebenso Scheidungsschlachten und Rosenkriege. Man kann erahnen, dass damit eine neue Ära der Beziehungen angebrochen ist. Chatbots erweitern das Spektrum von Partnerschaften bis hin zur romantischen Verbindung mit einem Sprachmodell. Geselligkeit, Pflege und Sex werden für artifizielle Systeme und Roboter allmählich zur Selbstverständlichkeit. Und wer weiß: Sollte es dereinst die perfekten Bedürfnisstillmaschinen geben, dann müssen organische Wesen beim Dating vielleicht bekennen, kein echter Avatar zu sein.

Allerdings: Die Wahrnehmung von Nähe- und Distanzverhältnissen hat sich bereits vor zwanzig Jahren mit der Weltpremiere des smarten Endgeräts und der Entwicklung des mobilen Internets von Grund auf verändert. Die Individuen scheinen seither in eine Arena eingeschleust, die dem Wettkampf um Aufmerksamkeit gewidmet ist. Dem digitalen Hyperkonnex entspringt eine ungekannte Form der Nervosität. Wenn alle in der Herde miteinander verbunden sind, dann kehrt mitnichten postrevolutionäre Ruhe ein, sondern vielmehr eine

neue Hierarchie graduell gewiefter Leittiere. In das cartesianische Reservat der Zweifelsfreiheit hat sich ein Passiv eingeschlichen: Ich werde geklickt, also bin ich.

Die sogenannten Sozialen Medien repräsentieren eine Selfie-Kultur, die weit über Selbstabbildungen hinausreicht, umgreift sie doch tendentiell die ganze Darstellung einer Person und deren Weltwahrnehmung, von der Frühstücksbanane über Anteilnahme für Terroropfer bis zu textilen Alternativen im Kontext der Abendplanung. »Durch ihre Betonung des Situativen und Unmittelbaren, durch ihren Aufforderungs- und Zeugnischarakter sowie ihre Affektivität konvertieren Selfies Distanz in Nähe.«<sup>1</sup> Emotive Operatoren wie Like-Symbole, Hashtags oder Retweets suggerieren genau wie Selfies Unmittelbarkeit für ein fluides Publikum.

Freilich erweist sich diese gefühlte Nähe als simulierte, schafft sie doch nicht den Sprung über die Selbstbezogenheit hinaus. Das Ich im ewigen Kreisel. Die Selfie-Kultur hinterlässt eine bizarre Form der Unerfülltheit, bei fragileren Gemütern wohl auch der Leere: Ich bin es, der sich zeigt, und bin es doch nicht. Eine endlose Sequenz von Posen entfaltet allenfalls ein Exponat, wohl kaum ein Wesen. Der inszenierte Anblick von außen überblendet – wen mag's wundern – die leibhaftige Existenz, das »Haut-Ich« (Didier Anzieu). Bewertung

---

1 Prokić/Schankweiler (2023). Seite 479.